



Schaler Kompromiss oder doch gelungene Synthese? Das 1928 errichtete Musterhaus des Steiermärkischen Werkbundes in Graz sollte die Versöhnung zwischen Tradition und Moderne befördern (Foto um 1930). Der Grundriss des Hauses bildet das Raster der Ausstellungsarchitektur von „fast modern“ im Grazer Stadtmuseum.

Foto Ausstellungsansicht: Mark Glassner

AUSSTELLUNG

Am traditionalistischen Rand des Spektrums. Das Grazer Werkbundhaus

Angelika Fitz

Überdimensionale Ziffern und Lettern prangen auf einem erdbeerröten Bodenbelag. Die Markierung „216“ überquerend und die „245“ links liegend, steht man unvermittelt auf dem Wort „Diele“. An mehreren Stellen ragen weiße Wände aus den dicken Linien der Bodenzeichnung hervor; es sind Präsentationsflächen für Ausstellungsexponate und zugleich Wände des Gebäudes, auf dessen Grundriss man steht. Die akkurate Handschrift des hochskalierten Plandokuments mutet historisch an. Und tatsächlich stammt die Vorlage aus den 20er Jahren des vergangenen Jahrhunderts.

Das Grazer Werkbundhaus, das im Mittelpunkt der aktuellen Ausstellung „fast modern“ im Stadtmuseum Graz steht, war 1928 aus Anlass der 800-Jahr-Feier der steirischen Landeshauptstadt von 16 Mitgliedern des Steiermärkischen Werkbundes als Musterhaus geplant, komplett eingerichtet und von tausenden Grazern als 1:1-Bau- und Wohnausstellung besichtigt worden. Ein Jahr nach Fertigstellung der Stuttgarter Weißenhofsiedlung knüpfte der Steiermärkische Werkbund mit seinem Musterhaus an deren Ideen an, verhielt sich aber gleichzeitig in Opposition dazu. Das „allzu Moderne“ wurde im Grazer Architekturmilieu der 20er Jahre weitgehend abgelehnt, stattdessen die „bodenständige“ Tradition als Inspirationsquelle gepflegt und die Harmonisierung von scheinbar unvereinbaren Gegensätzen propagiert. Dem Bild der „kalten Wohnmaschine“ stellte man jenes des „beseelten Heims“ entgegen. Heimat, Nation und Volk waren die Parameter eines lokalen Modernediskurses, der die politisch links verortete Architektur des Neuen Bauens zu konfrontieren suchte. Im Kontext der österreichischen Architektur der Zwischenkriegszeit, die oft als „moderate“ – da mit der Tradition nicht radikal brechende – Moderne bezeichnet wird, deckt Graz den traditionalistischen Rand des Spektrums ab. Die Ausstellung „fast modern“ macht das exemplarisch erfahrbar.

Die Grundrisse der vier Geschosse des Werkbundhauses sind auf vier nebeneinander liegende Räume des Stadtmuseums verteilt. Die auf den Mauern platzierten Stellwände ergänzen die Planansicht teilweise zum dreidimensionalen Objekt. Glaubt man sich anfangs in einem 1:1-Modell, so macht der wiederholte Vergleich der Bemaßungen mit dem eigenen Proportionsgefühl deutlich, dass das nur fast stimmt. Der gewählte Maßstab 1:1,375 ermöglicht ein nahezu reales Raumerleben und hält gleichzeitig präsent, dass man sich in einer verschachtelten Kette von Aufführungen befindet: in der Ausstellung eines Ausstellungshauses in einem Ausstellungshaus. Ebenfalls erst beim allmählichen

Durchschreiten der Räume verfertigt sich, frei nach Kleist, eine weitere Erkenntnis: Das moderne Erscheinungsbild des Werkbundhauses, das die Außenaufnahme am Ausstellungsbeginn zeigt, steht in krassem Widerspruch zur biederen Zimmerteilung, die keine Spur von offenem Grundriss oder Loos'schem Raumplan erkennen lässt. Fototapeten der Einrichtung und einzelne Objekte des historischen Mobiliars verstärken die aufsteigende Beklemmung. Höchste Zeit, auf die umfangreiche Text- und Dokumentenebene der Ausstellung zu wechseln, die sich thematisch auf die vier virtuellen Geschosse verteilt. Während man im „Erdgeschoss“ Details zum Gebäude erfährt, wie die fruchtbigen Namen der eingesetzten Farben, versammeln sich die sehr unterschiedlichen Werkgeschichten der sechs am Entwurf beteiligten Grazer Architekten, unter anderem Herbert Eichholzer, Eugen Székely und Rambald Steinbüchel-Rheinwall, zwischen den Kellerfundamenten. Hintergrundinformationen zum historischen Überbau finden sich im Obergeschoss in Form von Materialien zu den damals neben dem Werkbund einflussreichen Interessensvertretungen wie dem Verein für Heimatschutz, der Sezession Graz und der Zeitschrift Bau-, Wohn- und Kunstberatung. Auf der Terrasse schließlich kann man sich in Deckchairs vom Bombardement der Widersprüche erholen und in weiteren Dokumentenkopien schmökern.

Das Grazer Stadtmuseum festigt mit dieser Ausstellung seine seit der Übernahme der Direktion durch Otto Hochreiter konsequent verfolgte Linie, Geschichte in synästhetischen Erfahrungsräumen zu vermitteln. Wie schon bei der Fischer-von-Erlach-Ausstellung (Heft 14.07) ist es auch bei „fast modern“ gelungen, eine wissenschaftliche Expertin für ein gestalterisches Experiment zu gewinnen. Die Architekturhistorikerin Antje Senarclens de Grancy hat in jahrelanger Arbeit die Grazer Architektur in den Jahren 1918–1938 erforscht und dazu kürzlich die Publikation „Keine Würfelwelt“ veröffentlicht. Die Ausstellungsgestaltung von Margareth Otti verleiht den Forschungsergebnissen eine Irritationskraft, die noch lange zum Nachdenken anregt – zum Beispiel darüber, unter welchen Bedingungen die Figur des Sowohl-als-Auch mehr Unbehagen als Komplexität erzeugt.

Stadtmuseum Graz | Sackstraße 18, 8010 Graz | www.stadtmuseumgraz.at | bis 3. Mai, Di–So 10–18 Uhr | Das Begleitbuch „Keine Würfelwelt. Architekturpositionen einer ‚bodenständigen‘ Moderne. Graz 1918–1938“ ist im HDA Verlag erschienen und kostet 24,90 Euro.



Richard Meier auf allen Maßstabsebenen: von der Zeichnung über das Modell bis zur gebauten Realität, dem Ausstellungsort selbst. Weniger bekannt sind Meiers künstlerische Erzeugnisse wie die „CMEX collage“.

Fotos: Klaus F. Linscheid (Ausstellungsansichten); Steven Sloman

AUSSTELLUNG

The White Guy | Richard-Meier-Retrospektive im Stadthaus Ulm

In diesem Jahr wird er 75. Richard Meier zählt zu den weltweit bekanntesten Architekten unserer Zeit. Seine Handschrift ist unverkennbar, seine Farbe ist Weiß. „The white guy“, wie er in den USA genannt wird, machte dort erstmals Mitte der 60er Jahre mit eleganten, in großzügige Landschaften eingebetteten Privathäusern auf sich aufmerksam. Eine derzeit im Stadthaus Ulm gezeigte Ausstellung vermittelt einen Einblick in das 45-jährige Lebenswerk des Architekten und Künstlers. Neben Zeichnungen und Modellen sind auch Ölgemälde, Collagen, Skulpturen und Beispiele des Industriedesigns zu sehen.

Kuben, spline-ähnliche Wandformationen und immer wieder Grundgeometrien aus Kreisen und Quadraten bilden Meiers Formenrepertoire. Dabei greift er auf ein Vokabular zurück, das nicht nur Le Corbusier verpflichtet ist, sondern auch Anleihen nimmt bei den Konstruktivisten und der niederländischen Gruppe De Stijl. Meier entwickelte diese „Moderne“ jedoch weiter, kombinierte sie mit freien Formen und überlagert mehrere Richtungen miteinander. Lange Rampen durchqueren seine Gebäude oder führen in sie hinein. Atrien verschaffen Luft zum Atmen – daneben Durchblicke, Einblicke und Ausblicke. Geschlossenheit folgt auf Offenheit. Alles erscheint aus einem Guss, bewusst komponiert und pointiert platziert. Nichts wird dem Zufall überlassen.

Dabei widersetzte sich Meier stets dem Zeitgeist: keine Postmoderne, kein Dekonstruktivismus, kein „international style“. Was Marketingexperten ihren Kunden seit Jahren raten – für Richard Meier war es immer schon selbstverständlich: Architektur als Markenzeichen mit Wiedererkennungswert und dem Habitus der Wertigkeit. Viele seiner Gebäude sind heute „Landmarks“, treten in den Dialog mit der Landschaft, ordnen sich ihr aber niemals unter. Das Ulmer Stadthaus ist dafür ein gelungenes Beispiel. Meiers Vorschlag für den kriegszerstörten Münsterplatz fand Mitte der 80er Jahre keineswegs nur Zustimmung. Heute behauptet sich das Gebäude – ohne jegliche Konkurrenz zum Münster.

Schon allein deshalb ist Ulm ein gut gewählter Ort für die Ausstellung „Kunst und Architektur“, die im vergangenen Jahr im Louise T. Blouin Institute in London gezeigt wurde. Spannend gestaltet sich die Gegenüberstellung der realisierten Architektur in Form des Ulmer Stadthauses mit den Entwurfszeichnungen und Modellen. Die immer wiederkehrenden Motive in Meiers Architektur können so auf den unterschiedlichsten Ebenen bis in den Maßstab 1:1 im Raum nachvollzogen werden. Die groben 6B-Bleistiftskizzen kontrastieren zu den feinen CAD-Zeichnungen. Auf den ersten Blick faszinierend ist auch ein Modell von Ground Zero in New York, das den

Wettbewerbsbeitrag aus dem Jahr 2002 für das neue World Trade Center zeigt. Fünf schlichte, 300 Meter hohe Türme auf quadratischem Grundriss bilden miteinander einen Winkel und überragen alle umliegenden Gebäude um Längen. Auch aktuelle Projekte sind zu sehen, zum Beispiel die aus 21 Villen bestehende Siedlung „Yalikavak“ in der Türkei.

Zur Entspannung gestaltet Richard Meier Skulpturen oder malt in Öl und entwirft Collagen. Die Kompositionen aus Papier entstehen auf seinen zahlreichen Reisen. In kleinem Format kombiniert er Tickets und Ausschnitte von Speisekarten, Briefumschläge, Fotos und Banknoten zu persönlichen Erinnerungstücken. Meiers Entwürfe im Industriedesign oder für Möbel erinnern an Architekturen en miniature. Auf geometrischer Basis entstehen Stühle, Sofas, Liegen, aber auch Tischgeschirre, Schalen und Kannen. Die Vielseitigkeit Meiers, seine Arbeiten als Künstler und Designer, sind in der Öffentlichkeit weniger bekannt. Auch dieses Bild zu vermitteln ist wesentliches Anliegen der Retrospektive in Ulm.

Klaus F. Linscheid

Stadthaus Ulm | Münsterplatz 50, 89073 Ulm | www.stadthaus.ulm.de | bis 15. März, Mo–Sa 9–18, Do 9–20, So 11–18 Uhr | Der englischsprachige Katalog kostet 24 Euro.

